

Spannung ist uns als Phänomen der Fiktion geläufig, aber bisweilen erleben wir sie auch in den Erzählungen von Freunden, deren Schicksal uns angeht. Wir wollen wissen, wie die Dinge zu Ende gehen.

Narrationen haben daher als zweites Merkmal ein **Ende** und treten uns bereits von Beginn an mit dem Versprechen entgegen, dass die dargestellten Ereignisse so oder so zu einem Ende kommen werden. Die Geschichten entlassen uns, sobald sie zu einem Ende gekommen sind, und das entlastet uns. Wir sind erst gepackt, dann aber umso freier.

Manchmal ist das Ende simpel. Die Figuren in einer Narration haben Interessen, Motivationen und Ziele, die sie erreichen oder nicht erreichen können. Manche Handlungssequenzen finden in bestimmten Ergebnissen ihr natürliches Ende. Wenn ich Ski fahre, komme ich irgendwann unten am Berg an – oder auch nicht und dann ist das ein Problem für mich und den Baum, der im Weg war. Wenn ich eine Verabredung für ein Date habe, dann kommt die Sequenz mit 22 dem Treffen zu einem Ende. Derartige Enden können zwar gut oder schlecht ausfallen, denn wer weiß, was bei dem Date passiert, aber sie erlauben es uns, diese Ereignisse als Episoden oder auch als Minidramen in mehreren Akten gedanklich abzuschließen.

Wenn die Episoden für uns solcherart zu Ende kommen, tun wir mehr, als sie nur abzuheften. Wir können sie als Ganzes bewerten und von ihnen lernen. Wir erzählen die Episode in verschiedensten Fassungen, mal heiter, mal traurig, aber immer auf ihren Ausgang bezogen. Das Ende liefert uns so etwas wie ein Urteil über die Episode beziehungsweise, wie in diesem Buch vorgeschlagen werden wird, eine emotionale Belohnung dafür, dass wir uns mit der Episode beschäftigt haben. Ein gutes Ende sagt uns etwas über die gesamte Episode, ein schlechtes warnt uns. Anders gesagt, weil Narrationen zu einem Ende kommen, können wir sie handhaben.

3. Hätte ich an diesem einem Tag in dem kleinen Café nicht etwas anderes sagen können? Wir könnten dann noch zusammen sein. Hätte Ned Stark in *Game of Thrones* die Falle nicht wittern können? Hätte ich meine Mutter nicht doch früher dazu überreden können, zum Arzt zu gehen? Warum merkt Elizabeth nicht, dass Wickham ein Betrüger ist?

Jede Narration erzeugt Ideen von Alternativen. Wir malen uns aus, wie es anders hätte laufen können. Wir wünschen uns, dass unsere Lieblingsfigur plötzlich aus der Rolle fällt, um einer Falle zu entkommen. Wir erkennen, dass Freunde in schlechten Narrationen gefangen sind. Manchmal fragen wir uns selbst, ob wir jetzt nicht etwas ganz Verrücktes tun sollten, anstatt mit dem Alltäglichen weiterzumachen. Und bisweilen tun wir es auch. Weil wir narrativ denken, können wir – das ist ein drittes Merkmal – auch **alternative Versionen** erkennen und bisweilen ergreifen. Narrationen erlauben 23 uns, Auswege zu sehen, selbst dort, wo keine zu sein scheinen. Wir können die Erzählungen, die um uns ablaufen, gestalten, wir können kreativ werden und Kontrolle ausüben. Man stelle sich vor: Wir machen das, was wir wirklich wollen. Das klingt einfach. Aber um dorthin zu kommen, brauchen wir Narrationen, die uns zeigen, wo wir sind und nicht mehr sein wollen.

In diesem Buch werden diese drei Dimensionen des narrativen Gehirns, also Klarheit, Ende und Alternativen, in den Blick genommen. Der Weg zu den Thesen dieses Buches verbindet dabei Alltagserfahrungen mit den Werken der Fiktion und wird zudem geleitet von den Befunden zahlreicher wissenschaftlicher Disziplinen. An mehr als einer Stelle werden wir auch etwas weiter ausholen und von den Studien in meinem Labor berichten, dem Experimental Humanities Laboratory an der Indiana University. Wie sich in den dort durchgeführten empirischen Studien zeigen wird, geht es stets nicht nur um Klarheit und das Zu-Ende-Führen von Geschichten, sondern eben immer wieder auch um Verwirrungen, Zufälle und Alternativen.

Fragen und Thesen

Wie zu Beginn gesagt, ist die erste These dieses Buchs, dass Narrationen uns das Miterleben erlauben. In Narrationen können wir Erfahrungen von einem Menschen zum anderen übertragen. Ja, wir können in Fiktion, Fantasie und Planung auch mögliche und sogar unmögliche Erfahrungen machen und austauschen. Dank unseres narrativen Gehirns sind wir mit uns ähnlichen Wesen verbunden. Wir sind in unseren 24 wichtigsten Erlebnissen nicht allein und können sie später wiedererleben und teilen. Das narrative Miterleben erlaubt eine Gemeinsamkeit, die weit über das bloße räumliche Zusammensein hinausgeht. Dieser Ausbruch aus dem Gefängnis des eigenen Gehirns und dem Hier und Jetzt ist ungeheuerlich – diese Bewusstseinsmobilität ist die große evolutionäre Leistung unserer Spezies. Um zu verstehen, wie unser Bewusstsein so mobil wurde, müssen wir uns mit Narrationen beschäftigen, denn sie machen Angebote zum Transport und Eintauchen in fremde Welten.

Die Liste der Fragen zum narrativen Denken in der Forschung ist allerdings lang. Sie können grundsätzlich in drei Gruppen unterteilt werden:

1) Was sind Narrationen beziehungsweise was sind Narrationen in unserem Denken? Was vermitteln sie? Wie unterscheidet sich der Inhalt von Narrationen von anderen Informationsarten? Wenn wir Narrationen hören oder lesen, was bleibt von ihnen hängen? Was verleiht ihnen Stabilität?

2) Warum ist es für uns attraktiv, uns mit Narrationen zu beschäftigen? Warum lassen wir uns auf dieses eigentlich komplizierte narrative Denken nicht nur ein, sondern haben es zu einer unserer beliebtesten Freizeitbeschäftigungen erhoben, wenn man etwa an Filme, Serien und Romane denkt? Was springt für uns dabei raus?

3) Wie hebeln die Narrationen unser Bewusstsein aus dem Hier und Jetzt heraus? Wie gelingt das Eintauchen in eine andere Welt? Wo kommen die Intensitäten der Zielwelt her, die uns den Körper in unserer Heimatwelt (fast) vergessen läßt? Was ist überhaupt Bewusstseinsmobilität?

Zu diesem letzten Komplex von Fragen gehören auch die Einseitigkeit des Denkens und das Verhaftetbleiben in bestimmten Mustern. Hier werden wir fragen, was das narrative²⁵ Denken uns anzubieten hat, damit wir aus dem verengten und einseitigen Denken ausbrechen.

Eine zentrale Hypothese möchte ich hier bereits vorab noch etwas ausführen: Episoden strukturieren das narrative Denken. Am Ende einer gelungenen Episode steht jeweils eine Emotion. Emotionen belohnen das narrative Denken. Narrationen führen uns in Versuchung, lösen unser Bewusstsein aus dem Hier und Jetzt und transportieren uns in eine Welt, in der wir auf eine emotionale Belohnung hoffen. Auch in unserem Verhalten suchen wir eine solche Episodenstruktur mit emotionaler Belohnung. Narratives Denken ist so wichtig für uns, weil es Anfang und Ende von Sequenzen erkennen lässt und uns mit der Emotion am Ende ein Signal gibt, dass nun etwas geschafft und vollendet ist. Die Emotion ist am Ende daher eine Belohnung im doppelten Sinne. Sie belohnt und bewertet die konkreten Handlungen, die wir narrativ miterlebt haben, und sie belohnt uns zugleich dafür, dass wir uns überhaupt auf eine Narration eingelassen haben.

Das Happy End belohnt offensichtlich moralisch gutes Verhalten. Das Narrativ der Neugier etwa findet seine Belohnung im Staunen und im Gefühl des Wunders. Aber auch negative Gefühle gehören hierher: das ambivalente Gefühl der Scham kann eine Strafe für den sein, der aus der Reihe getanzt ist, und den verärgerten Beobachter belohnen. Doch hier wird es schnell kompliziert, denn wir müssen immer fragen, aus welcher Perspektive die Szene miterlebt wird. Aber eine Konsequenz wird bereits deutlich: Narrationen trainieren uns darauf, Emotionen zu erwarten. Wir erwarten oder erhoffen bestimmte Emotionen als Belohnung für unser Engagement in narrativen Sequenzen. Die Abenteuergeschichte etwa trainiert uns darauf, Triumph zu erwarten. Bei Liebes²⁶geschichten erwarten wir, nach entsprechenden Verzögerungen, ein warmes romantisches Gefühl. Subtile Geschichten gewöhnen uns an ästhetische Emotionen der plötzlichen Klarheit. Ebenso geht es uns ja auch im realen Leben, wo wir etwa nach harter Arbeit eine Befriedigung des Geschaffthabens fühlen oder nach der Mahnung und dem Streitgespräch auf die anschließende Versöhnung hoffen. Dieses Training und diese Erwartungen strukturieren unser Leben. Sie können uns süchtig machen. Bewusst mag uns dies in den Extremfällen vom Workaholic bis zum Sexaddict sein, aber auch andere Menschen stellen sich auf ihre narrativen Emotionsdosen ein.

Grundbegriffe

Statt abschließend einen Überblick über die folgenden Kapitel zu geben, möchte ich zum Ende dieser Einleitung vielmehr kurz die für diese Untersuchung wichtigsten

Grundbegriffe vorstellen. Aus ihnen ergibt sich nämlich mosaikartig wie von selbst ein erstes Gesamtbild dieses Buches.

Mobiles Bewusstsein. Wir haben ein mobiles Bewusstsein, so ein erster bereits kurz erwähnter Grundbegriff. Narratives Denken ist sein Medium. Mit dem narrativen Denken können wir uns imaginär in die Situation eines jeden anderen Wesens einleben und sie solcherart mit-erleben. Indem wir die Situation eines anderen als Narration begreifen, wird er für uns erfahrbar.

Simulation. Mit Narrationen simulieren wir darüber hinaus tatsächliche oder fiktive, nur vorstellbare Situationen des körperlichen Lebens. Die Simulation ist einerseits eine Ver²⁷doppelung oder Kopie des körperlichen Lebens, die sich in vielen Punkten und in ihrer zeitlichen Abfolge an Prozessen des Lebens orientiert. Andererseits aber ist diese Simulation abgekoppelt von der Welt der Körper und dem Regime der strikten zeitlichen Abfolge. Es beginnt damit, dass wir vergangene Ereignisse wieder aufsuchen und mental noch einmal durchspielen können. Wir können aber auch planen und phantasieren. Man kann sich vorstellen, wie es wäre, aus dem Alltag auszusteigen und auf eine thailändische Insel zu ziehen. Werde ich dann wirklich glücklich sein, jetzt und auch noch in zehn Jahren? Was würde tatsächlich passieren, wenn man seinen Partner betrügt und den Ehebruch riskiert? Und was, wenn das dann auffliegt? Manche Simulation ist auch viel alltäglicher. Morgens vor dem Aufstehen gehe ich an vollen Tagen meinen Kalender durch, wo ich wann sein muss, wen ich da treffen werde, worum es jeweils gehen wird. Das ist meist eine langweilige Geschichte, wobei ich aber auch hier bei den schwierigeren Treffen gedanklich länger verweile und sie bisweilen komplex entfalte. Eine solche Simulation bereitet mich darauf vor, wenn es dann wirklich losgeht. In manchen Fällen spiele ich ganze Szenen von Verhalten und Dialogen von vielen Perspektiven aus durch.

Man spricht bei derartigen Simulationen davon, dass sie »offline« stattfinden, also in einem Zustand, der abgekoppelt ist von tatsächlichem und körperlichem Handeln. Zu Offline-Verhalten gehört die Beobachtung anderer, aber eben auch das mentale Simulieren. Neurowissenschaftler analysieren, wie die »online« etablierten neuronalen Netzwerke zugleich für das Nachvollziehen und Simulieren von sozialen Interaktionen verwendet werden (*re-use*).¹ Umgekehrt ist es möglich, dass durch Simulation oder Beobachtung etablierte Netzwerke das eigene Verhalten vorbereiten. Solche Simula²⁸tionen durch narratives Denken spielen eine wichtige Rolle bei vielen Entscheidungen und Beurteilungen. Dazu gehören beispielsweise moralische Fragen, wenn man sich etwa fragt, ob man mit einer kleinen Schummelei durchkommt oder wie man auf moralische Vergehen von anderen in einer bestimmten Situation reagieren soll.

Situation. Bevor wir uns fragen, was genau eine Situation im Allgemeinen ist, ist es wichtig, zu betonen, dass wir uns in Narrationen ständig in einer spezifischen Situation befinden. Wir sind in medias res, können die gesamte Abfolge noch nicht überblicken, denn noch ist es nicht alles entschieden. Und das ist dann auch die erste Eigenschaft von Situationen im Allgemeinen: Sie sind unentschieden. Es gibt in ihnen

Entscheidungsdruck, zumindest Entscheidungsmöglichkeiten oder das Potential von Veränderung. Situationen sind zudem konkret und weisen eine gewisse Klarheit mit einem eingeschränkten Repertoire an Möglichkeiten der Entwicklung auf (das gilt auch dann, wenn wir viele der Möglichkeiten nicht kennen oder verstehen).

Zusammengefasst ist eine Situation also die Befindlichkeit von einer Person oder Figur in einer un abgeschlossenen Präsenz mit Veränderungspotential und einem begrenzten Repertoire an Möglichkeiten.²

Situationen anderer werden im Präsenz nachvollzogen: Wir versetzen uns (siehe mobiles Bewusstsein) in die Situation hinein und erleben den Druck auf die Person oder Figur in dieser Situation und in diesem Moment mit (siehe Co-Erfahrung, Mit-Erleben).

Predictive brain, prediction error. Neurowissenschaftliche Messungen zeigen, dass unser Gehirn der äußeren Situation gegenüber vielfach kurz voraus ist:³ Beim Autofahren reagieren wir auf kleinste Stimuli, die andeuten, dass [29] uns da gleich jemand überholen könnte. Wir sehen eine Bewegung, nicht bewusst, aber schon gibt es eine Reaktion, die zur Aktivierung von Muskeln führt und uns auf die mögliche kommende Situation vorbereitet. Auch Emotionen werden aktiviert.⁴ In den meisten Fällen geht es hier um sofortige Erwartungen, d. h. unser Gehirn produziert Erwartungen (*predictions*) über das, was bereits am Passieren ist beziehungsweise schon begonnen hat. Diese können dann eintreffen oder auch nicht, es können durchaus Fehler eintreten (*prediction error*), die dann korrigiert werden.

Es wäre sicherlich falsch, diese minimalen und meist kaum bewussten Erwartungen als Narrationen zu bezeichnen. Allerdings müssen wir uns fragen, wo der Übergang von unmittelbaren Erwartungen zu narrationsartigen Erwartungen liegt. Man denke hier an folgenden Fall: Jemand registriert ein Zucken im Gesicht der Partnerin, vermutlich ohne es bewusst wahrzunehmen, aber dieses Zucken ist in vielen Fällen mit Ärger und Wut verbunden. Darauf stellt man sich ein und plötzlich hat man den Satz im Kopf: »Vielleicht wird sie mich verlassen.« Auf diesen Satz hin stellen sich blitzartig Bilder und Sequenzen ein, bis man merkt, dass es wohl so nicht kommt. Trotzdem bleibt etwas hängen, eine in narrativer Hinsicht multiple Wirklichkeit prägt nun unser Erleben.⁵

Multiversionalität. Geschichten sind häufig spannend und können uns gebannt halten. Während wir uns in der Welt einer Geschichte aufhalten, in einer Situation sind, fühlen wir Spannung, Enttäuschung und Hoffnung. Wir haben Erwartungen und Zweifel und erwägen verschiedene Möglichkeiten. Dabei kommt es dazu, dass wir mental unterschiedliche, sich wechselseitig ausschließende Versionen davon erzeugen, was passieren könnte oder schon passiert [30] ist. Vielleicht überlebt Harry Potter im letzten Band, aber vielleicht auch nicht. Wenn uns ein Freund von seinem letzten Date erzählt, schießen uns viele Versionen davon durch den Kopf, was da schiefgelaufen sein könnte. Von der Modelleisenbahn im Keller zu sprechen, war vielleicht nur bedingt sinnvoll. Diese Erwägung von verschiedenen Möglichkeiten nenne ich Multiversionalität.⁶ Multiversionalität ist nicht eine zufällige oder nebensächliche